

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 110.

Samstag, 22. April

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenbergl

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst Berlin W. 35.

1. Kapitel.

Der kleine rote Wagen stoppte auf dem Hof hinter dem Gutshaus, Maree von Offersdorf stieg aus und warf den Schlag zu. Ein paar Augenblicke lang war nichts zu hören, als das Begrüßungsgebell zwischen dem Drahthaarterrier Luz, der mitgefahren war, und der riesigen gefleckten Dogge, die vor der Haustür gelegen hatte.

Der Sommerabend war noch heiß, Maree zog die rote Sportjacke aus und nahm die Kappe von den kurzen dunklen Haaren, langsam schlenderte sie um das langgestreckte Herrenhaus. Von hinten, wo die Ställe lagen, drangen Stimmen und das Geräusch der ein-fahrenden Wagen.

Maree stieg die paar Stufen hinauf durch die alte geschnitzte Tür des Herrenhauses. Sie wirkte seltsam fremd in dieser schweren patriarchalischen Umgebung, in ihrer sportlichen Eleganz und der lässigen Art, mit der sie sich bewegte. Dieser erste Eindruck wich übrigens von ihr, wenn man sie näher kannte. — Maree Offersdorf war weder blasiert, noch oberflächlich, wie viele meinten. Ihr eigener Mann begriff nie ganz die Grenze, wo ihre scheinbare Kühle aufhörte und ihr eigenstes Temperament begann.

Maree hatte Jacke und Mütze auf einen Stuhl geworfen und klingelte. Der alte Peterken erschien auf der Schwelle.

„Was gib't's Neues, Peterken? Telephon, Post, Besuch?“

„Ja also, gnädige Frau“, Peterken mußte erst Luft holen, ehe er sich auf Marees Tempo einstellen konnte. „Telephon — da hat kurz nach vier der junge Herr Hanno antelephoniert, die Emma hat das Telephon abgenommen.“

„Na und?“

„Der junge Herr käme morgen früh heraus. So früh, daß —“

„Schön gut, Peterken, er will mit mir ausreiten. Behalten Sie's gleich, gelt? Um halb sieben Mephisto und Baberina gesattelt! Weiter — hat die Baronin Franziska angerufen?“

„Nein, gnädige Frau, Herr Hanno sagte, er brächte ein Ballet von ihr mit!“

Franziska Offersdorf war Marees angeheiratete Cousine. Hanno Marees Neffe, aber da nur ein kleiner Altersunterschied zwischen ihnen bestand — Hanno war siebzehn und Maree vierundzwanzig — hatten sie sich auf Better und Cousine geeinigt!

„Die Zeitungen liegen im Herrenzimmer, gnädige Frau!“

„Schön, Peterken. Hat der gnädige Herr angeläutet?“

„Nein, gnädige Frau, aber der Adolf hat den Bescheid erhalten, es würde spät mit dem Nachhausekommen.“

„Na gut. Ich gehe zu der gnädigen Frau hinüber, wenn jemand nach mir fragt.“

„Zawohl, gnädige Frau!“

Ehe Peterken sich noch nach der Tür umgewandt hatte, war Maree schon an ihm vorübergestürmt. Peterken sah ihr nach, wie sie, hoch und schmal in ihrem weißen Sportkleid über den Hof lief.

„... immer in den weißen Fetzchen und ohne Armel, wo's doch Nacht wird — — —“ brummte er hinter ihr her, aber es klang nicht ärgerlich, sondern eher wie in leichter Besorgnis um das junge Menschenwesen, das seit zwei Monaten hier wohnte und so anders war als alle anderen.

Maree ging die Lindenallee hinunter, die durch den Park führte, zu dem kleinen Kavalleriehaus, in dem die Mutter ihres Mannes lebte. Sie ging jetzt nicht mehr so eilig, ihr Kopf war gesenkt, und sie schritt beinahe mechanisch durch die grüne Dämmerung. Die Amsel sang noch, und Ali, die Dogge, die heimlich mitgekommen war, stöberte nach einer Feldmaus . . .

„... vor einer Stunde hätte ich schon zurück sein sollen und an die Moorwiesen gehen . . .“ sann Maree, „wenn die Rehe abends herantommen, schön ist das! Statt dessen hekt man sich bei Dehringens auf dem Tennisplatz herum, zu blöde! Aber allein in den Moorwiesen herumklettern, wo überall so unsicheres Volk herumstreunt? Und Hans geht ja doch nicht mit! — Hans war ja ewig unterwegs mit seiner Politik, seinen geheimen und öffentlichen Versammlungen — ohne die geringste Ahnung zu haben, daß seine Frau abends mit ihm durch den Wald gehen wollte. Mit dem Gewehr noch allenfalls! Aber so! Wo es im Land gärte und es neben der Landwirtschaft so tausend wichtige Dinge zu denken gab. Und es war ja auch richtig so — wahrscheinlich —“

Maree fuhr zusammen. Ali begann wie ein Irrsinniger an der Parkmauer zu bellen. Himmel nochmal — er würde doch nicht! Wehe dem Fremden, der in seine Nähe kam! . . . „und ich kann wieder die Hofen blechen“, dachte Maree und begann ihm zu pfeifen, mit mehr Eifer als Durchschlagskraft. Immerhin kam der Sünder zurück, wedelnd, aber doch nicht ganz sicher, ob Frauchen begeistert von ihm sein würde. Frauchen packte ihn am Halsband, sagte aber merkwürdigerweise nichts, und sehr still legten sie das letzte Stück des Weges zurück.

Das Kavalleriehaus, „mein Altenteil“, wie die alte Frau von Offersdorf spottend zu sagen pflegte, war ein einstöckiges weißes Gebäude, zierlich und hübsch und ganz bewachsen mit wildem Wein. Maree mochte es bedeutend lieber als das düstere Herrenhaus und beson-

ders jetzt im Spätsommer war's wie ein Wunder aus anderer Zeit.

Maree kam mit Ali ins Wohnzimmer, ihre Schwiegermutter, weißhaarig, mit einem noch jungen, sehr seinen Gesicht, in dem nur die Augen zuweilen abwesend und voll Traurigkeit waren, saß am Fenster.

„Ganz allein, Kind? Wo ist denn Hans?“ fragte sie, als Maree sie begrüßt hatte. Die junge Frau zog sich einen Sessel heran und setzte sich zu ihr.

„Hans? Der ist bei Dehringens, natürlich in einer politischen Sache!“

„Er hat jetzt wohl nur noch seine Politik im Kopf?“

„So ziemlich. Es ist ja gut, weißt du, die Leute kennen ihn, und er versteht es eben famos, mit ihnen umzugehen. Es ist ja auch nötig, der Zusammenschluß, wegen der Oitgrenze —“

„Es gärt überall im Land. Die Leute leiden aber auch oft mehr, als ihr euch vorstellen könnt —“

„Doch!“ rief Maree ein, aber sie sprach nicht weiter. Es wußte niemand von ihr, daß sie zu den Leuten im Dorf ging, um in den Häusern nachzusehen, und, wo es am nötigsten war, zu helfen. Aber sie redete nie davon —, was man selber noch lernen muß, posaunt man nicht gern in die Welt . . . man mußte noch viel herunter-schlucken, bei diesen Dingen . . .

„Drüben in Marauenen hat sich der Vater von sechs Kindern das Leben genommen“, erzählte Frau von Offersdorf weiter.

„Woher weißt du das, Mutter?“

„Es kommen ab und zu alte Leute zu mir, die früher als junge bei uns gewesen sind, von denen erzählt man allerhand.“

„Es ist alles so schwer“, Maree sagte es ziellos. Sie starrte auf den Teppich. „Dabei geht es uns ja gut —“ sie hob den Kopf und sah der alten Frau in die Augen, es war etwas Gequältes in ihrem Blick.

„Man muß sich an vieles gewöhnen, in zwei Monaten kann man das nicht, Mareelein“, die Stimme der alten Frau klang leise und sehr zart.

„Und in einem ganzen Leben?“ fragte Maree grübelnd.

„Wenn du mal so alt bist wie ich, kommt dir „das ganze Leben“ gar nicht mehr als so etwas Riesenhaftes vor.“

„Vielleicht nehmen wir auch uns selbst viel zu wichtig?“ Maree zuckte die Schulter, dann meinte sie nachdenklich:

„Komisch, Mutter, wie wenig dir Hans ähnelt! Kaum eigentlich — findest du nicht auch?“

„Auf Kinderbildern doch, Maree. Hol doch mal die kleine Mappe drüben — das eine Bild — wir haben geradezu lächerlich dieselben Stupsnasen. Da drüben, die blaue — ja die!“

Maree ging an den Schreibtisch. Sie spürte, daß ihre Schwiegermutter sie ablenken wollte — sie wollte nur auf die äußere Ähnlichkeit eingehen — und eigentlich ja — ja, es war eigentlich gut so.

Die blaue Mappe, die auseinandergeklappt ein Doppelrahmen war, zeigte die Bilder einer jungen Frau, mit sehr reizvollen, aber eigensinnigen Zügen. Eins allein — das zeigte sie wohl als ganz jung Verheiratete, in der engen Tracht der neunziger Jahre, wozu die dunkelblühenden kühnen Augen einen feststimmten Gegensatz bildeten. Auf dem anderen, das späteren Datums war, hielt sie einen blonden, vielleicht dreißährigen Buben auf dem Schoß — unverkennbar Hans. Hier waren die Augen bei ihr etwas verschleierte, — und trotzdem — es lag etwas Kämpferisches darin — etwas wie Auflehnung . . . Trappiert betrachtete Maree die Bilder.

„Die kannte ich ja noch gar nicht, Mutter“, sie war am Schreibtisch stehen geblieben, versunken in das Antlitz der Frau, die sie jeden Tag der zwei Monate gesehen hatte, seit sie nun hier lebte.

„Findest du keine Ähnlichkeit?“ fragte Frau von Offersdorf vom Fenster her.

„Ja —“ Maree hob zögernd den Blick, „das heißt —“ Sie klappte den Rahmen zu, dabei fiel aus der Rückwand ein kleines Photo, das hinter einem der Bilder

gesteckt haben mußte. Maree blickte sich und hob sie auf. Es war das Bild eines etwa fünfzehnjährigen Knaben — und hier war die Ähnlichkeit mit den Augen der jungen Frau so unverkennbar, daß Maree wie angewurzelt stehen blieb. Derselbe Blick, dieselbe Nase, nur länger aber der Ausdruck . . .

„Warum kommst du denn nicht, Maree?“

„Mutter, das fiel hier heraus — das Bild — wer ist denn das? Hier ist die Ähnlichkeit —“

Die alte Frau streckte die Hand aus und nahm das Bild an sich.

„Es ist — es war mein Sohn“, sagte sie kurz und schob den Rahmen beiseite.

Maree stand nachdenklich. Die dunkle Geschichte von dem Sohn, der nicht gut getan hatte und von dem man nicht sprechen durfte — Hans hatte am Anfang ihrer Ehe davon erzählt, nur kurz und widerwillig, sie entsann sich dessen — stieg vor ihr auf. Die alte Frau drehte sich um, nahm Marees Hand.

„Geh' jetzt heim, Kind“, sagte sie leise, „es ist ja schon ganz dunkel. Und grüße Hans!“

Maree beugte sich herab und küßte sie. Langsam wandte sie sich dann zum Gehen. Ali schoß aus einer Ecke und stürzte ihr nach . . .

2. Kapitel.

Jetzt war die Lindenallee schon ganz dunkel. Vom Weiher her quatten die Frösche. Maree fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Kein Ton war so aufreizend — keine Autohupe, kein dröhnender Zug — wie dieses, in kurzen Intervallen wiederkehrende Anarren, das, nicht laut, nicht leise, in quälendem Rhythmus durch die Nacht schwang.

Maree ging über den Hof ums Haus herum, zum Haupteingang. Auf dem Vorplatz zögerte sie sekundenlang. Es war das Schwanken eines Menschen in einem fremden Haus . . . geh' ich auch zur rechten Tür herein? . . . Man kann wochenlang durch Räume gehen und sie bleiben unvertraut — dann aber gibt es Häuser, in denen spürt man, kaum daß man einmal darin war: hier ist es, hier muß es sein . . . In diesem Gutshaus von Rotau war immer ein Reiz von Fremdheit geblieben, und es waren schon zwei Monate, daß Maree hier lebte.

Ziellos ging sie von einem Zimmer ins andere. Es waren meist hohe, dunkelgetäfelte Räume, bis auf das Gartenzimmer, das Offersdorf seiner Frau nach ihrem Geschmack hatte einrichten lassen. Hier brannte das Licht nicht an der Decke in harter Helligkeit, sondern in jeder Ecke stand eine Stehlampe und warf einen matten Lichtkreis auf die hellen Wände. Maree zog die bunten Vorhänge zu und sah sich nachdenklich um.

Diese Stille im Haus! Freilich, die Leute waren ja auch alle drüben, und die Mädchen schliefen schon oben. Das Haus war groß — und Hans —? Hans war wieder bei einer von seinen politischen Versammlungen, bei Ohringens vermutlich. Ach, Uda Ohringen —

„Famos, wenn man 'nen Mann hat, der so schneidig und tüchtig ist, wie Ihrer, Frau von Offersdorf!“

Schneidig und tüchtig, das waren wohl die Pfeiler der Begeisterung bei der Ohringen. Und sie zeigte es ja auch! Maree lächelte mit der spöttischen Überheblichkeit der Älteren, Jüngeren, aber es war keine Fröhlichkeit dabei. Wenn Hans das nett fand — seine Sache!

Sie war auf der Wanderung durch das Zimmer vor den Spiegel gelangt, der in der Wand eingelassen war. Langsam, kühl, ging ihr Blick über ihr Gesicht. Prüfend und ohne Lächeln. Über die schmale Stirn, von der seitlich gescheitelt die dunklen Haare herunterfielen, die großen dunkelgrauen Augen unter den halbmondsförmigen Brauen, die kurze Nase, die dem Gesicht die pikante Linie gab, und den ein wenig großen, sehr geschwungenen Mund. Dies ganze unalltägliche, herbe und doch zärtliche Gesicht — jung und erwartungsvoll —

(Fortsetzung folgt).

Wie's kam.

Weiß nicht, wie's kam und was mir's soll.
Mein Herz ist heute überdroll.
Halb fiel mir's ein, halb fiel's herein,
Halb ist es Wahrheit und halb Schein,
Halb ist es viel, halb ist es nichts,
Es ist ein Spielen bunten Lichts,
Es ist halb Glanz von ewigweit,
Halb ist es Liebe alte Zeit.
Ein Gutes ist's, ein Freudenwehn.
Hab ich's getan? Ist mir's geschehn?
Ist's ein Gefallen an der Welt,
Wie's oft den Rosen noch gefällt,
Borm läßt den Frost, im letzten Tau?
Ich frag mich lieber nicht genau!

Frida Schanz.

Wiener Walzer.

Von Otto Ehrhart-Dachau.

Da stand ich nun, ein junger, gesunder, froher Mensch — ärgerlich über mich selbst, weil ich diese modernen Negertänze weder leiden mochte noch tanzen konnte — als Festgast auf der Terrasse eines unserer schönsten bayerischen Schloßgüter, und sah missmutig in die schöne nächtliche Landschaft hinaus.

Fern über waldigen Fägen und nackten Felsbergen ging eben der Mond auf ... Nun traf sein Licht in die Tiefe, ein mattes, silbernes Blinken grüßte aus den dunklen Tannen wieder und in der zunehmenden Helle entschleierten sich immer deutlicher die Konturen eines ernsten, verschwiegenen Sees. Es war eine schaurigste Frühlingsnacht, die vom verworrenen, heimlichen Miasma duffender Blütenbäume ganz und gar erfüllt war.

Nichts tut so wohl, und nichts beruhigt unser Herz so sehr, als wenn man in solchem Mißmut vor seinen lieben Gott hintritt, sich Berge, Wälder, Flüsse, Seen, ein blinkendes Gestirn, eine holde Blume oder sonst ein Zeichen des göttlichen Waltens vor Augen führen läßt. Da glaubt man bald ein feines Streicheln zu spüren, linde Finger der Natur, Muttergottesfinger, die vom betrübten Herzen, wie mit feinen, sanften Federchen, den Staub unseres törichten Kummers fegen. Wir werden stiller und stiller, unser wilder Atem legt sich, und auf einmal schauen wir wieder froh und lustig aus unseren irdischen Guckfenstern heraus. „Sei nicht so dumm, Martin“, sagte ich zu mir selbst, „ärgere dich doch nicht über etwas, das du nun nimmer ändern kannst. Deswegen bist du doch ein ganzer Kerl, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.“

Nachdem ich mir also gütlich zugeredet hatte, ging ich wieder in das festlich erleuchtete Haus zurück und stand bald darauf in einem jener Säle, wo eine wilde, karnevaleske Musik alle Sinne beherrschte und geschleift, geschoben, gequitscht, gejault und geschlentert wurde, daß einem vom vuren Anblick solchen Unsinns bange werden konnte.

Es mußte wohl vielen jungen Männern genau so wie mir ergehen, denn ich kannte ja die ungefähre Anzahl der geladenen Gäste, und sah trotz allem manches schöne, junge Mädchen beschäftigungslos, einen Tänzer erwartend, den anderen — Glücklichen? — zusehen. Ich fühlte nur zu gut, wie mich bald hoffnungsvolle, bald kühl entsetzende oder bedauernde Blicke streiften. Aber peinlich wurde mir dies erst, als ich auch die unter den Wartenden entdeckte, derenwegen ich hauptsächlich auf das Fest gekommen war. So sehr mich indessen ihr Anblick auch erfreute, er bedrückte mich doch wieder, und ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich nur etliche Tänze lang in der Haut eines dieser vielbegehrten Tanzjünglinge gesteckt hätte.

Zum Henker! dachte ich. Sollte es wirklich so schwer sein, diesen Unsinns nachzutanzten? Ihrewegen könntest du es doch wohl einmal versuchen. Du brauchst es ja nur den andern nachzumachen. So dachte ich — aber im selben Moment, wo ich dem Gedanken die Tat folgen lassen wollte, wurde mir doch anders zu Mute. Wenn ich mir vorstelle, daß ich, ein bisher ernst zu nehmender Mensch eines geliebten Mädchens wegen einer solchen Groteske aufführen sollte, kam ich mir — ein erwachsener Mensch, der im Kriege gewesen war — wie degradiert vor. Wahre Freunde, schien mir, sei doch etwas viel edleres und tausendfach Schöneres. Diese Fremdtänze schickten sich nicht für uns. Der Teufel soll sie holen.

Damit drehte ich auf der Stelle um und feuerte in den nächsten Saal hinüber. Hier sahen sie alle, denen es ähnlich wie mir gegangen war. Ich hatte das Glück an einem mit guten Zigarren und edlem Wein wohlversorgten Tisch alter Herren Platz zu finden. Eine wohltuende, süddeutsche Gemütlichkeit herrschte da, und es dauerte nicht lange, so war das Gespräch schon dort, wo uns längere der Schuh drückte, angelangt — bei der Tanzmusik.

„Warum laßt ihr euch so etwas gefallen?“ frug uns ein alter Offizier. „Wenn ihr träftig genug wäret, käme so etwas gar nicht vor. Nun, man muß auch diese Art Jugend sich austoben lassen!“ Eigentlich hatte der alte Herr recht. Und für eine Weile

Auferstehung erfahren sollte. Dies war, als der lange Kunstwahrer Schläger und sein Jugendfreund der berühmte Komponist Professor Willy Birglein wegen neuer Kunstformen in heftigen Disputen gerieten.

„Die neue Sachlichkeit, Willy“, rief der Maler laut über den Tisch, „ist genau so wie die Musik da draußen. Ein Bluff! Oder gefällt dir der Spektakel am Ende? Laß dir sagen, alter Freund, wenn du als simpler Musiklehrer einen solchen Klamaul komponiert hättest, man hätte ihn dir nicht schlecht um die Ohren gehauen. Ret amal an Walzer können die Ketze spielen!“

„Zu einem Walzer gehört auch mehr“, meinte der Professor lebhaft. „Zuerst einmal ein warmes Gemüt. Das kann man schon keinem lehren. Und dann ein feines Temperament — kein konstruiertes, wie es die da draußen machen.“

Auf einmal kommt mir eine glänzende Idee. Hier bot sich die einzige Möglichkeit, um doch noch zum Tanzen zu kommen. Deshalb sagte ich laut: „Herr Professor, bittschön, Sie sind der einzige, der so etwas noch kann, bittschön, spielen Sie uns einen Walzer!“ Der ganze Saal steht auf einmal an unserem Tisch und bittet und bestelt: „Gehns, bittschön, tuns uns halt an Walzer spielen!“ bis der alte Herr lachend nachgab.

Fünfunddreißig tanzlustige Männer rückten wir gegen den Ballsaal vor. „Der Herr Professor wird an Walzer spielen!“

Die Mädel rümpften die Nasen und meinten wegwerfend: „Ach was, so was Altmodisches!“ Aber es sind auch noch eine ganze Menge anderer da, die das Warten schon gründlich satt hatten, die sind ganz begeistert davon.

Wo bloß alle die Mädel auf einmal herkommen? Ist es wahr, hat er wirklich gesagt, daß er an Walzer spielen wird?“

„Schau's nur aufs Podium hinauf, gnädige Frau, der Herr Professor sieht schon am Flügel.“ Wenn die Musiker da droben auch noch so überlegen lächeln. Der Meister wird es ihnen schon sagen, was eine richtige Tanzmusik ist.

Es ist pödylich so still im Saal — so totentill —, daß man ein Mädel husten hören könnte. Da — ein Anschlag — ein kurzes Vorspiel, damit man die Melodie weiß, und endlich: der Dreivierteltakt — Wump-ta-ta. So Kinder, jetzt san mer beim seligen Strauß.

Das ist doch a Musik! Wie das lodt und ziest! wie es die aus Herz greift, wie ein liebes Weiberväterl, das ganz dein gehört. Es triibelt dich da und zwidelt dich dort. Schier nimmer auszuhalten ist's. Lieber, lieber Vater Strauß, deine Walzer braucht niemand erst zu lernen.

Die alten Herren haben sich ihre Frauen geholt. Die Jungen ihre Jungen und ich hab mein Mädel im Arm. Es gibt keine Mauerblümchen mehr, bloß Tänzer. Wie die Augen leuchten! Und der Schwung!

Aber jetzt hat's die Musiker auch gepakt. Fest reißt der Primgeiger die Melodie an sich, und der Herr Professor nickt ihm freundschaftlich zu. „Aha, spürst du was?“ Auf einmal ist aber auch die zweite Geige da. Dann das Fagot, legt die Oboe — herjeech, das Banjo hat's schon ein wenig schwer, schwerer noch als das Sargophon. Es klingt ein bißl fremd in der guten, deutschen Musik, aber jeder tut ja sein Möglichstes — man hört's ihnen an. Nach all dem Zeug, das sie heute schon spielen mußten, macht ihnen das Musikieren jetzt ordentlich Spaß. Sogar der Herr Strauß tat sich endlich darüber freuen. Der Professor aber strahlt über das ganze Gesicht und seine Augen blitzen wie die eines Zwanzigjährigen.

Wump-ta-ta — wump-ta-ta ...

Man meint man hört die Engel singen!

Wump-ta-ta — wump-ta-ta ...

Mädel, goldbigs — ich hab dich sooo gern!

Eins — zwei — drei, eins — zwei — drei ...

Du — magst mich net ein bißl — viel — leiden?

Täbellädelbääää! Klettert die Klarinette in den Himmel hinauf.

Soviel Wonne! Soviel Freud! Man muß sein Herz anbinden, sonst geht es einem davon. Oder — hab ichs am Ende schon verloren?

Wie der Walzer dann ein Ende hat, bricht ein Beifall los, wie ihn der berühmte Mann wohl kaum auf einer seiner vielen Weltreisen gehabt hat. Und das Klatschen, das Jubeln, und das Mehr, Mehr, Mehr-Schreien hört nicht eher auf, als bis der alte Herr wieder am Flügel sitzt und diesmal einen Lammerschen spielt. Wie der aus ist, wird von neuem gerast und getobt, bis man glücklich wieder einen Anfang hat. Und so geht es fort bis zum frühen Morgen.

Ist das ein frohes, herrliches Fest!

In aller Herrgottsfröhe stand ich wieder auf der Terrasse draußen, um mein heiß brausendes Blut zu kühlen. Ich hatte eine köstliche Gewißheit erfahren, und mit der muß ich ein Weilchen allein sein. Der Tag verstrach prachtvoll zu werden. Die weiten, hellen Parkwiesen, die Blumen, Büsche und Bäume waren mit blinkendem Tau beschlagen, und die Vögel hörten gar nicht auf, die schöne Welt zu loben.

Welche Augen verfolgten die vergoldenen Sonnenstrahlen, glitten an dem barocken Haustor empor und blieben stauend über dem Torbogen hängen, wo zwei kleine, pausbäckige Amoretten einen anmutigen Morgentanz aufführten. Und ich sehe da und raune — und auf einmal muß ich hell hinauslachen, denn die beiden da droben tanzten wahrhaftig —

Wump-ta-ta — wump-ta-ta ...

Die beiden da droben tanzten wahrhaftig einen Walzer.

Die von Bolanden.

Von Wilhelm Schäfer.

Der Reichenstein, dicht über Trechtlingshausen, wird heute die Falkenburg genannt; und wer die arg zerstörten Mauern sieht, glaubt nicht leicht, daß Rudolf von Habsburg mit seinem ganzen Heer die Burg noch viele Wochen lang vergeblich berannte, als schon der Rheinstein, Soonack und Waldeck gebrochen waren und die Ritter den Tod am Galgen erlitten hatten. Bis ihm der Hunger half; da fielen eines Tages die Brücken und ein blasser Bote schlüpfte ins Tal mit weißem Stab, die Burg zu übergeben. Der König aber hatte den Spruch getan: Wer ritterliche Ehre vergaß, soll als gemeiner Räuber sterben, und wollte von keiner ritterlichen Übergabe hören.

So kamen anderen Tags Philipp von Bolanden und seine Söhne, neun an der Zahl und wie ihr Vater mächtige Gestalten, mit den Knechten gepanzert und bewehrt den zerstörten Burgweg herab und traten festen Schrittes in den Lanzenwald, womit der König sich umgeben hatte. Der sah sie finsternen Auges an, hieß dann die Ritter eine Gasse machen, so daß die Herren von Bolanden die zehn Gerüste sahen, daran sie hängen sollten. Da fiel der alte riesenhafte Mann, den sie am Rhein gesüchtet hatten, in seine Knie und bat um Gnade vor solchem Tod. Doch als des Königs Auge sich streng von ihm und nach dem Galgen wandte und nur um seinen Mund ein hartes Lächeln zuckte, stand er auf, nahm seinen Helm vom Haupte, daß ihm die weißen Haare in der Rheinluft flatterten, und sagte, Zorn und Verzweiflung in der Stimme: Was meinen Freunden geschah, die Schande will ich tragen; nur sei gerecht an meinen Kindern: sie haben mir gehorcht als ihrem Vater, und das ist kein Verbrechen!

Hier aber trat der Jüngste von den Söhnen zu ihm hin, ein Knabe noch, blondhaarig und lächeln Auges; und obwohl er kaum die rechten Worte fand, so war doch keiner, der ihn nicht verstand: daß sie dem Vater folgen wollten, wohin er ginge, auch an den Galgen — nur sollte er vor keinem in der Welt als Bettler knien! Der Alte, der in dem harten Zorn des Königs ein anderes durch die Augen flammen sah, trat mit dem Knaben dichter vor ihn hin und flehte ihn um seiner eigenen Kinder willen an, daß er zum wenigsten diesem Jüngsten, als dem letzten Bolanden, das Leben schenken möge, mit dessen Jugend Gott selber Erbarmen haben würde! Als er dabei in die Knie sank und all die anderen Söhne dergleichen niederbrachen und um dies eine baten, während der Knabe wild erhobenen Hauptes stand, und eine Bewegung durch den Lanzenwald der Ritter ging bis weit hinaus: da hob der König sein Schwert mit beiden Händen hoch und stieß es zornig in den Boden: Philipp von Bolanden, einen Schwur hab ich getan, den ich nicht brechen kann. Doch wenn du meinst, daß Gott Erbarmen hat mit deinen Söhnen: ich will dich eines ritterlichen Todes sterben lassen; gib mir danach ein Zeichen, daß du mit Gott gesprochen hast, damit ich meines Schwures ledig bin!

Am anderen Morgen, nach einer Nacht, da auch der Reichenstein im Feuer loderte, als die Adlerbanner des Deutschen Reiches über den rauchenden Trümmern flatterten, schritt Philipp von Bolanden ungesesselt mit seinen Söhnen zu dem langen Sandhaufen, der in den grünen Rasen gegraben war. Da standen sie in einer stolzen Reihe nach dem Alter und fest an ihnen ging der greise Ritter vorbei, sagte jeden stark ins Auge und bei dem Jüngsten stand er still und gab ihm einen Kuß auf seine düstere Stirn. Dann schritt er, gleichsam die Schritte zählend, zurück an seinen Platz, beugte den Kopf tief in den Sand und empfing den Schwertstich. Kein Blutstrom aber quoll aus seinem Rumpf; und als sein Kopf dumpf in den Sand hinunterrollte, hob der schwere Körper sich auf, wankte ein paarmal, als ob er den Weg nicht fände, und ging dann ohne Kopf langsam und sicher wie vorhin an Sohn und Sohn vorbei bis zum letzten, vor dem er stehen blieb und fast sich beugte und die Arme hob, wie ihn zu küssen, und dann erst langsam zu Boden fiel, daß seines Blutes ein langer Streif hinfloß bis vor den Ältesten. Da

wurde König Rudolf gleich und während die Mönche in die Stule saßen und bei den Rittern eine Bewegung war, als ob ein Wind in ihre Lanzen führe, daß sie zu klingen begannen wie Gesäute; trat er vor die Söhne hin festen Schrittes in das Blut des Vaters und gab einem jeden einen Schlag mit dem Schwert auf seine Schulter. So wurden die von Bolanden wieder ehrliche Ritter, weil Gott Erbarmen hatte vor menschlicher Gerechtigkeit.

Das Glück im Papierkorb.

Von Hans Katonel.

Wenn ich mich recht lange besinne, rückblickend, ob ich mich während eines halben Menschenlebens mit irgendeiner guten Tat ausweisen könnte, fällt mir merkwürdigerweise immer die gleiche Bagatelle ein, wiewohl ich vielleicht bedeutendere, prunkhaftere Zeugnisse eines gelegentlichen Guteins erbringen könnte.

Der alte Hunold ist einundsiebzig Jahre und oben in der Buchbinderei als Faktotum quasi tätig. Er will nicht pensioniert, er will beschäftigt sein, und da der Alte dem Hause über fünfzig Jahre treu gedient hat, tut man ihm den Willen. Er macht Botengänge, kleine Handreichungen und hat seine Beschäftigung, die keine ist. Es hat den Anschein, als wäre der Begriff Faktotum extra geschaffen, um eine überflüssige Tätigkeit milde zuzudecken. So eine leere, ausgeübte Menschenhülse, durch die immer noch ein Rinnial von Pflicht und Arbeit sickert, hat etwas Rührendes.

Überdies ist der alte Hunold ein leidenschaftlicher Markenjammeler. Mitunter macht er sich ein „Bewerbchen“, d. h. er fingiert einen Anlaß, um sich in Verlag umzutun. Bei dieser Gelegenheit erhält er dann und wann von mir einige ausländische Briefmarken, die ich von den Umschlägen abgelöst habe. Aber ich bin dahintergekommen, daß er weniger auf die Briefmarken erpicht ist, als auf das Jagd- und Zinbergelück beim Kramen in meinem Papierkorb. Dann und wann, wenn ich in mein Zimmer komme, finde ich ihn über den Briefabfall gebeugt, und seine runzligen Hände wühlen erragt, wie die eines Goldwäschers im Schlamm. Verlegen richtet er sich dann auf, erlebte sein „Bewerbchen“ und schlurft aus dem Zimmer.

Die Ausbeute ist gar zu kläglich, da wir vorwiegend Inlands-korrespondenz haben. Deshalb beschließe ich, ein wenig nachzuhelfen. Ich kenne den Turnus, in dem der alte Hunold herunterkommt, und habe mir ein paar exotische Briefe verschafft, die ich in meinen Papierkorb mische. Es ist immer ein großer Tag für den alten Hunold: das Ablösen der Briefmarken; es geht halt nichts über selbstgefundene Briefmarken. Ich stelle mir das so ähnlich vor wie einen Jäger, dem auch nur der selbstgeschossene Gase schmeckt.

Aber meine Briefmarkenbeziehungen sind sehr dünn, und also ist Hunolds Jagdgebiet, mein Papierkorb, sehr schlecht bestellt. Da sah ich im Schaufenster einer Papierhandlung eine Menge kleiner Pergamentbeutel, aus denen das bunte Gewimmel vieler Postwertzeichen leuchtete. Wie einfach, einem alten Mann ein Vergnügen zu bereiten! Ich kaufte das kleine Sortiment, schrieb mit verstellter Schrift ein paar Umschläge von verschiedener Farbe und Gestalt — an was man alles denken muß! — und praktizierte diese „Auslandspost“ in den regulären Abfall des Papierkorbes.

Nun konnte ich den alten Hunold häufig beim vergnügten Wühlen in den Papierschätzen überreichen. Er hat die Freude des Findens und ich die still beobachtende Lust, vergleichbar dem Vergnügen, mit dem ein Tierfreund im Winter die hungrigen Vögel das gestreute Futter aufspicken sieht.

Hunold wunderte sich zwar über die regen Auslandsbeziehungen, die die Firma mit einem Male unterhielt, aber er hat noch keinen Verdacht geschöpft, der Alte, wiewohl ich leichtfertigerweise die Russenmarke mit dem Zarenadler auf die Kuberts gepappt hatte.

Aber eines Tages kam der alte Hunold, zwinkerte mich durchschauend von unten an, hob den Zeigefinger und sagte nichts weiter als „Na, Sie sind mir ja einer ...“ Was für einer ich bin, hat er mir nicht gesagt. Und er zeigte mir einen Briefumschlag mit einer „Silbergroschen-Sachsen“ aus dem Jahre 1881. Da war es natürlich vorbei.

So unvollkommen und von Halbheiten strotzend sind unsere wohlgemeinten, menschenfreundlichen Handlungen. Und trotzdem, wenn ich noch so weit zurückdenke: ich finde nichts Besseres, als einen kleinen Briefmarkenbeutel, aus dem ich meine bunte Saat in den Papierkorb streute, damit der alte Hunold, der nun schon lange dahin ist, sein Jagdgelück habe. Nein, ich finde nichts Besseres.